Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 5

Artikel: Unser Wehrwille
Autor: Schumacher, Edgar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759586

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unser Wehrwille

Von Oberst Edgar Schumacher

Die folgenden Ausführungen unseres hochgeschätzten Mitarbeiters sind am II. Sportärztlichen Zentralkurs 1940 vorgetragen worden. Sämtliche bei diesem Anlass gehaltenen Referate liegen nun in dem Sammelbande „Sport und Armee" vor, der von dem „Schweiz. Landesverband für Leibesübungen" und der „Verbindung der Schweizer Aerzte" mit Unterstützung der Firma Dr. A. Wander A.-G., Bern, herausgegeben wurde und im Medizinischen Verlag Hans Huber, Bern, erschienen ist.

Vielgebrauchte und gewichtig tönende Worte haben immer das Bedenkliche an sich, dass im Verlaufe der Zeit ihr Inhalt unmerklich entgleitet und eines Tages es sich herausstellt, dass nichts als eine hohle Form geblieben ist; dass dann, wenn man auf ihre Tüchtigkeit sich verlassen soll und ihren geistigen Gehalt aufrufen will, man mit Erschrecken bemerkt, dass nur das Wort allein stehen blieb und alles, was ihm Wert und Grösse gab, längst entfloh und in bescheideneren Begriffen sich angesiedelt hat. Wir haben diesen Vorgang oft und in unseren Zeiten wohl eindrücklicher als je verfolgen können. Es ist notwendig wachsam zu sein, dass jene Werte, die Lebenswichtiges bergen, nicht zum leeren Schlagwort verblassen. Der einfache Weg dazu ist aber der, das Wort sparsam zu brauchen und den Begriff umso höher zu halten; nicht darauf zu achten, ob das Wort uns an jeder Strassenecke begrüsst, wohl aber darauf, dass sein Wesentliches als eine unausgesprochene Verpflichtung alle die umschliesst, für welche es ein Gut und einen höchsten Wert bedeutet. Denn es ist solchen Worten eigen, dass sie in ihrer reinen, durch Missbrauch noch nicht entstellten Gestalt sehr viel mehr den Charakter einer Forderung, als einer festlichen Zufriedenheit in sich tragen.

Ich zähle dieser Gruppe von Worten vor allem auch das vom Wehrwillen bei. Wir haben es in vielen Variationen tönen

gehört, bei Völkern, die sich durchsetzten, und bei solchen, die zugrunde gingen, bei solchen, die heroisch den Anfall einer Uebermacht bestanden, und bei solchen, die in sich selber zusammenbrachen. Und fast scheint uns, dass es am anspruchsvollsten dort erklang, wo die kümmerlichste Leistung ihm folgte. Wir sahen jedenfalls, wie darin, dass man vom Wehrwillen sprach, noch keinerlei Gewähr für eine dem Gewicht des Wortes entsprechende Tüchtigkeit gegeben war. So dass uns deutlich wurde, es dürfe dieses Wort nur noch als eine Mahnung zum Sichbesinnen, niemals aber als Dokumentation einer Bereitschaft gebraucht werden. Ist diese Bereitschaft wahrhaft da, so bedarf es des Wortes nicht; fehlt sie aber, so ist das Wort ein kläglicher Selbstbetrug und eine blosse Maskierung des inneren Unbehagens oder gar des schlechten Gewissens.

Was bedeutet „Wehrwille"? Zunächst offenbar nicht den Instinkt der Selbsterhaltung. Wer sich einfach seiner Haut wehrt, bekundet vielleicht Mut und vielleicht Tapferkeit, aber jedenfalls noch keinen Wehrwillen. Wir finden den Ausdruck überhaupt nie auf den Einzelnen angewendet, sondern immer auf eine Gemeinschaft, vornehmlich auf eine Staats- oder Volksgemeinschaft. Das Charakteristische, das den Wehrwillen von der primitiven Streitbarkeit unterscheidet, dürfte bei genauem Betrachten in zwei Faktoren liegen: einmal im Wissen um das Warum, und zum andern in dem planvollen Sichbereithalten zur Wehr.

Der Wehrwille hat die Bewahrung eines höchsten gemeinsamen Gutes zum Zweck. Er ist darum nie von absolutem Werte; seine Kraft ist angemessen der Bedeutung jenes Gutes, wohlverstanden nicht nach seinem tatsächlichen, sondern nach seinem subjektiv erfühlten Wert. Da wir aber in all den Dingen, die mit Wehr und Krieg zusammenhangen, uns auf dem Gebiete des menschlichen Seelenlebens bewegen, so ist das Subjektive hier überall von einer ungeheuren und ausschliessenden Gewalt. Wichtig aber ist, festzuhalten, dass der Wehrwille nie als ein Eigengewächs gedeiht, sondern immer die Auswirkung eines zu schützendes Gutes ist: dass wir also, um vom praktischen Falle zu sprechen, dort wo wir um Bewahrung und Förderung des Wehrwillens uns bemühen, gar nie von diesem selbst ausgehen dürfen, sondern immer bei jenem Gut, dessen eigentlicher Ausfluss er ist, beginnen müssen. Das aber kann kaum etwas anderes

sein, als das Bedürfnis der staatlichen Zusammengehörigkeit, oder, vom Gedanklichen in das Seelische übertragen, die Liebe zum Vaterlande.

Es kann also beispielsweise ein Söldnerheer gewiss alle möglichen kriegerischen Tugenden, aber niemals einen wirklichen Wehrwillen haben; denn dieser umschliesst immer Heer und Volk, ja er ist gar nicht so sehr ein soldatischer, als vielmehr ein nationaler Vorzug. Vom Wehrwillen eines Heeres zu sprechen, ist ein Pleonasmus; eine Institution, die als einzigen Zweck und als einzige Lebensberechtigung die Betätigung der Wehrhaftigkeit hat, ist ohne den Willen dazu schlechterdings undenkbar: das ist aber im eigentlichen Sinne nicht Wehrwille. Ganz wesentlich aber bestimmt sein Vorhandensein oder Fehlen den Charakter eines Volkes. In all den Dingen, welche mit dem Begriff des Wehrwillens in Beziehung stehen, interessiert uns also die Armee nicht im geringsten, sondern ganz und gar nur die Nation. Und wo wir von ihnen sprechen und auf Notwendigkeiten hinzuweisen suchen, wenden wir uns niemals an den Soldaten; wenn er dies wirklich ist, und nicht ein kostümierter Bürgergardist, so braucht er darüber weder einer Belehrung noch einer Ermahnung, und er wird uns einigermassen befremdet betrachten, wenn wir ihm deutlich zu machen suchen, dass er, um seinen Daseinszweck zu erfüllen, erst noch eines besonderen Willens bedürfe.

Sehr anders verhält es sich mit dem Volke. Ihm ist der Begriff des Wehrwillens eine, vielleicht unliebliche, aber gewiss lebensnotwendige Kulturerrungenschaft, und er bedarf, wie alle kulturellen Vorzüge, einer sehr innigen Pflege, wenn er nicht veräusserlichen und zur bloss formalen Demonstration werden soll. Wir müssen dabei die Ansprüche des Heeres geflissentlich an die letzte Stelle setzen. Ein Volk denkt nicht wehrhaft, weil es vieles an sein Heer wendet; sondern es kann nicht anders als sein Heerwesen pflegen, weil es vom Willen zur Wehr beseelt ist. Diese Unterscheidung ist mehr als ein Spiel mit Worten. Wir haben es erlebt, dass Völker mit grossem Aufwand ihre Armee tüchtig erhielten; und in der Bewährung hat es sich gezeigt, dass dies alles nicht viel mehr war als eine Abschlagszahlung, um sich vom wehrhaften Denken freizukaufen. Ein Volk mit Wehrwillen kann siegen oder kann untergehen; aber es kann niemals

schlechthin niedergerungen werden. Für die Wahrscheinlichkeit der Bewährung im Kriege ist die materielle Vortrefflichkeit des Heeres ein sehr unsicheres Indiz.

Es scheint mir, dass wir im Bemühen um die Erhaltung unseres schweizerischen Wehrwillens immer etwas zu sehr vom Militärischen ausgehen, im Abwägen unserer kriegerischen Aussichten, im Erörtern unserer soldatischen Leistungsfähigkeit. In solchem Vergleichen und Ermessen liegt aber schon ein Anfang der Verzagtheit. Es ist nämlich (gewiss nicht für uns zufällig Betroffene, aber ebenso gewiss vor einem höheren Urteil) sehr gleichgültig, welcher sichtbare Erfolg unserem wehrhaften Bemühen beschieden ist; von Bedeutung ist nur, dass das Bemühen ein äusserstes und der Einsatz ein unbedingter sei. Es geht hier immer um Konsequenzen auf seelischem Gebiete, und es gilt hier so sehr wie irgendwo das Wort, dass ich wenig davon hätte, wenn ich die ganze Welt gewänne und Schaden nähme an meiner Seele — nur dass in diesen Angelegenheiten der Spruch von seinem Gegenpol aus, mit umgekehrten Vorzeichen anzuwenden ist.

So wie aus dem Selbsterhaltungstrieb die natürliche Reaktion des Individuums gegenüber der Gefahr der Vernichtung hervorgeht, so ruft der Wehrwille die selbstverständliche (hier aber durchaus bewusste) Abwehrbewegung eines Volkes wach: bei beiden spielt die Grösse der Bedrohung und die Unwahrscheinlichkeit des Sieges gar keine Rolle, weil sie in diesen Bezirken seelischen Lebens überhaupt nicht zum Worte kommen.

Ich muss aber dahin zurückkehren, dass die Voraussetzung des Wehrwillens im Erkennen und Lieben eines gemeinsamen hohen Gutes liegt. Er ist also zu gleichen Teilen im Geiste wie im Gemüte verankert, und seine volle Stärke erreicht er nur dort, wo er von beiden in gleichem Masse Besitz nimmt. Was im Gefühl allein gründet, ist zu wandelbar, weil es den unberechenbaren Schwankungen des Gemütes folgt: die Begeisterung für eine Sache darf nie als Konstante in die Rechnung eingesetzt werden. Das Geistige hat den Vorzug der beharrlichen Stetigkeit; aber es begleitet nicht bis zum Allerletzten: einmal kommt der Augenblick, wo es zurückfällt, weil das Geforderte sein Fassungsvermögen überschreitet, und dann haben die Kräfte der Seele allein das Aeusserste zu bestehen.

Es muss also die Grundlage des Wehrwillens, die Liebe zum Vaterlande, ein Besitz ebenso des Geistes als der Seele sein. Für uns ist diese zwiefache Verwurzelung ganz besonders wesentlich, da unser nationales Denken so ungewöhnlich stark mit Gefühlsmomenten gesättigt ist, dass wir diesen leicht zuviel und wohl gar alles zutrauen. In dieses Kapitel gehört auch jene spezifisch schweizerische Illusion der Rückschau, dass wir alles, was im Fortgang unserer Geschichte geleistet wurde, wie unser persönliches Verdienst empfinden, dass wir die Erinnerungstage grosser Geschehnisse zur Selbstbespiegelung, statt zur Einkehr nutzen. Wir haben die Vaterlandsliebe allzu sehr als erhabenen Vorwurf zu Festreden vor Augen, und wir sehen es beinahe mit Unwillen, wenn sie in ihrer eigentlichen Natur als eine unmilde und vieles heischende Herrin vor uns tritt. Die Berichtigung dieses eingefressenen Missverständnisses ist allein dem klaren und mutigen Denken möglich. Denn, ob es auch nüchtern und schwunglos klingt, es bleibt eine Wahrheit, dass uns das Gemüt nur dort auf die Dauer bindet, wo der Verstand uns bestätigt, es sei des Aufwandes wert. Nicht darin, dass wir die Taten von Laupen und Sempach und Murten in einer vagen Selbstzufriedenheit als die unseren ansehen, ruht unsere unlösbare Verbundenheit mit dem Vaterlande, sondern dass wir Gegenwärtigen in diesem gegenwärtigen Zustand des Landes und in den Möglichkeiten einer Zukunft Liebenswertes, Lebens- und Sterbenswertes erkennen. Wäre das nicht, so würde keine Grosstat vergangener Tage uns nur einen Schritt weiter durch diese Zeiten helfen.

Unsere Vaterlandsliebe muss auf dem gründen, was hier und jetzt ist, woran wir mitverantwortlich sind. Unser Lebensrecht ruht nicht darauf, dass unsere Ahnen einmal Rühmliches geleistet, sondern dass wir gewillt sind und auch die Kraft haben, Tüchtiges zu tun. Wenn wir jetzt und künftig erwarten, dass andere unsere Eigenexistenz achten, so dürfen wir nicht meinen, es geschehe deshalb, weil sie in den alten Büchern nachschlügen, wie vortrefflich wir einst gewesen; es wird allein deswegen sein, weil wir heute und morgen uns kräftig zeigen.

Damit ist nicht jene Geschäftigkeit gemeint, die in unseren Tagen vielerorts sich zeigt, die tut, als ob die Rettung der Eidgenossenschaft daran läge, dass wir nun schleunigst alles verleugneten, was uns bis hieher geholfen, dass wir nun all und

jedes auf einen neuen Ton umstimmten. Es wird uns gut sein, dass die grossen Erschütterungen, die dieser Erdteil erlebt, auch uns zu einem neuen Durchdenken und zu einer Gesamterneuerung unseres Staatsgebäudes führen werden. Aber das Denken soll vorangehen, und pfuscherhaft an irgend einer Ecke umzubauen beginnen, weil man glaubt, sich da oder dort damit wohlgefällig zu machen, wäre würdelos. Und unser Haus ist so baufällig nicht, dass wir es mit Hilfskonstruktionen stützen müssten.

Am Anfang steht auch hier die Zuversicht und das Vertrauen auf sich selber. Ihre aktivste Ausdrucksform ist der Wehrwille. Er ist die öffentliche Beurkundung, dass wir Werte besitzen, an die wir glauben, dass die Nation an ihrer eigenen Zukunft, gleichgültig wie sie im genaueren sich gestalte, festzuhalten gewillt ist. Und dieser Wehrwille hat auch immer die letzte Folgerung mit ganzer Klarheit vor Augen, dass, wenn alles zu Berechnende versagt, man mit Ehren untergehen kann, und dass dieses erhabener und festlicher ist, als mit Unehre bestehen.

Und jetzt ein Wort über jenes zweite Charakteristikum, das den Wehrwillen vom blossen Selbsterhaltungstrieb scheidet, über die Planmässigkeit der Bereitschaft. Von einem Wehrwillen darf nur dort im Ernste gesprochen werden, wo er in einem angemessenen Bemühen äusserlich sich offenbart. Denn es handelt sich hier nicht um ein Erwarten von Zufälligkeiten, sondern um ein Bereitsein auf ganz bestimmte, in ihrer Gesamtheit durchaus vorauszuschauende Möglichkeiten. Einen Wehrwillen, der rein als geistige Bereitschaft vorhanden wäre, gibt es nicht, oder gibt es jedenfalls heute nicht mehr. Das war in jenen ursprünglichen Epochen vielleicht noch denkbar, wo zwischen Krieg und Frieden eine grundsätzliche Unterscheidung kaum bestand, wo die kriegerische Veranlagung eines Volkes weitgehend mit seiner Wehrfähigkeit identisch war. Kriegerische Völker gibt es unter den Kulturnationen kaum; aber es gibt soldatisch empfindende Nationen. Das ist nicht das Nämliche; im Soldatischen ist gerade dieses oben genannte Prinzip der Bereitschaft überaus tätig. Die Wehrbereitschaft von heute ist eine bewusste Aufraffung, und ihre Intensität und Beharrlichkeit ist die unmittelbare Aeusserung des Wehrwillens.

Dabei hat aber die Beharrlichkeit das erste Wort. Die Heftigkeit der Anstrengung ist viel mehr von Zufälligkeiten bestimmt.

Nicht das Volk äussert den entschiedensten Wehrwillen, das in bedrohlicher Stunde am meisten an sein Heer wendet, sondern jenes, welches unbekümmert um vorübergehende günstige oder gefährliche Konstellationen die Sorge um die Wehrbereitschaft als die einzige überzeugende Aeusserung seines staatlichen Eigenwillens erkennt und wert hält. Dabei wäre es gewiss eine idealische Forderung, zu erwarten, dass die Linie des Wehrbemühens in einer absoluten Geraden verlaufe; da es sich um menschliche Dinge handelt, sind zeitbedingte Schwankungen unvermeidlich. Aber sie dürfen nicht zu stark werden.

Es ist eine Tatsache, dass wir Schweizer, trotz Freiheitsliebe und Unabhängigkeitswillen in diesem Betracht nicht immer so felsengleich dastanden, wie wir es im Liede zu erklären lieben. Unsere Wehrbereitschaft weist Schwankungen auf, die durch die äusseren Bedingungen sich gewiss erklären, aber niemals entschuldigen lassen. Das Gefährliche dabei ist vielleicht weniger das Nachlassen im Bemühen selber, als die ganz offen zugegebene Meinung, das dürfe oder müsse sogar so sein. Es hängt dies aufs engste zusammen mit unserem Nationalgebrechen, in staatlichen Dingen zwischen einem idealistischen und überaus billig zu leistenden grundsätzlichen Bekenntnis und einem praktisch sehr verklausierten und zurückhaltenden Zugeständnis an die reale Anforderung zu unterscheiden. In der Weise, dass der sogenannte Gutgesinnte gewiss zu jeder Zeit gerne zu dem Grundsatz der Landesverteidigung stand, für den einzelnen Fall aber unbedenklich das Interesse des Tages, der Zeitstimmung oder der engeren politischen Zugehörigkeit vor die Notwendigkeiten der Wehrbereitschaft setzt. Gewiss, bis zuletzt dringt in diesen Dingen der gesunde Sinn bei uns immer durch, aber es dauert lange, länger als bei andern.

Dieser Nachteil kommt natürlich immer mehr zur Geltung, je mehr das Tempo der Entwicklung sich beschleunigt. Wir scheinen in diesem Betracht heute auf einer Art Höhepunkt angelangt zu sein: der auf der ganzen Linie auftauchende Begriff der Totalität ist ein sehr deutlicher Hinweis darauf. Darum wirkt jedes retardierende Moment sich unendlich gefährlicher aus als früher; nicht nur, weil es materiell uns viel rascher in Rückstand bringt, vor allem aber deshalb, weil die moralische Auswirkung eine viel einschneidendere ist als in den vergangenen geruhsamen Zeiten.

Von all den vielgenannten Totalitäten ist die Totalität der Haltung die einzige unzweifelhafte.

Wir stehen vor der im ersten Augenblick vielleicht befremdenden Tatsache, dass der Wehrwille seine hauptsächliche Leistung im Frieden erbringt; dass er im Kriege die Führung eigentlich den andern guten Eigenschaften überlassen und still zurücktreten kann. Wenn er im Frieden vorhanden und am Werk war, so wird jetzt schon alles seinen guten Weg gehen. Es ist nämlich viel leichter, auf der Grundlage einer sorgfältigen und materiellen Vorbereitung tapfer zu kämpfen und die Gewalt eines Krieges zu überdauern, als es ist, in einer Periode der Gefahrlosigkeit unbeirrt den Blick auf das Endziel der Kriegstüchtigkeit zu richten und alle im Moment so sehr unerwünschten und für den in den Tag hinein Lebenden zwecklosen Aufwendungen zu leisten. Die Jahre nach 1918 waren ein viel schärferes Kriterium unseres Wehrwillens als die voraufgegangene Grenzbesetzung es gewesen. Und wir müssen zugeben, dass wir diese Prüfung sehr kläglich bestanden haben.

Wie wir denn überhaupt uns immer sträuben, den nüchternen und harten wahren Sinn des Wehrwillens uns zu eigen zu machen. Es irrlichtern bei uns noch sehr viel Reminiszenzen an das Kriegerische, das heute in der Welt keine Rolle mehr spielt: dass man aus der Kraft der Empörung, aus der aufwallenden Hingabe an die gute Sache von einem Tag auf den andern zum Helden und zum Sieger würde. Der Weg dahin ist aber ein ganz anderer; er beginnt mit der Selbstbeherrschung und führt durch viel Verzicht zu einem sich Einordnen, welches nicht darnach fragt, wann der Augenblick, sich zu bewähren, komme; welches einfach bereit und zur Verfügung ist. Es ist, um es mit einem Wort zu sagen, der Weg über das Soldatische. Jedes Wehrbemühen mündet in diesem Begriff; er nennt die Form, in welcher der Wehrwille einer Nation beim Individuum in Erscheinung tritt.

Die grösste Behinderung in all unserem Bestreben um Wehrhaftigkeit ist die, dass der Schweizer das Soldatische immer mit einigem Misstrauen betrachtet hat, ja dass es ihm innerlich eigentlich zuwider war. Ich glaube, wir kommen um diese Erkenntnis nicht herum. Sie geht aus vielen Erscheinungen unserer frühen Geschichte hervor, und wenn wir genau prüfen, warum viele notwendige Fortschritte in den vergangenen Jahren unterlassen

oder hinausgeschoben worden sind, so sehen wir so und so oft, dass es nicht geschah, weil man der sachlichen Richtigkeit der Forderung sich entziehen konnte, sondern weil man mit der geplanten Neuerung eine Stärkung des Soldatischen kommen sah und man dieser, gleichsam wie einem Landesunglück, vorbeugen wollte.

Wenn wir heute nach einem Masse suchen, um den Grad des Wehrwillens bei einem Volke abzuschätzen, so gibt es wohl nur eines, das zuverlässig ist — die Geschehnisse dieser Zeit haben es dargetan: die Echtheit und die Selbstverständlichkeit des soldatischen Denkens, nicht in der Armee, wo sein Fehlen an sich schon eine Katastrophe wäre, sondern im Volke selber. Es ist für uns dringend, diese Wahrheit zu erfassen; denn es stehen uns hier grosse Schwierigkeiten noch entgegen, die nur mit dem Verstande und dem ernsthaften Ergreifen des Notwendigen zu überwinden sind. Sie liegen aber viel weniger im Wesen, als im falschen Bild, das wir uns vom Wesen machen. Was uns so sehr noch vom Soldatischen trennt, ist nämlich nicht unser Unvermögen, sondern im Grunde nur unser Vorurteil. Wir wittern im Soldatischen etwas, das dem Begriff der Freiheit, der uns so unendlich teuer und in der Tat der tragende Grund unserer Existenz ist, widerstreitet. Er tut es aber nur dort, wo die beiden Begriffe in ihrer plumpsten Aeusserlichkeit verstanden werden, wo man das Soldatische als den Inbegriff des Zwanges und die Freiheit als gleichbedeutend mit der Frechheit und der Rücksichtslosigkeit nimmt. Doch brauchen wir nur ein weniges zum Eigentlichen vorzudringen, um zu erkennen, wie die zwei Begriffe in ihrem edlen Gehalte sich verwandt sind.

Den schönsten sittlichen Wert des Soldatischen sowohl wie der Freiheit sehe ich im Unabhängigwerden von den Aengstlichkeiten des Ich. Soldatisch fühlt, wer sich so ganz in den Dienst einer Sache oder einer Zusammengehörigkeit zu stellen weiss, dass das eigene Ergehen nicht mehr jene absolute Wichtigkeit behält, die ihm nach den natürlichen Gesetzen eigentlich zukäme — jede Tat der Selbstopferung darf nach ihrem Charakter als eine soldatische bezeichnet werden. Frei ist, wen die Besorgnis um das Eigene nicht daran hindert, dem Gebote des Gewissens nachzuleben. Freiheit und Mut gehen immer zusammen. Auch von dieser Seite ist die Beziehung zum Soldatischen eine unmittelbare.

Es gibt, wenn wir vom Wehrwillen im Ernst und mit Nachdruck reden wollen, keinen andern Weg mehr als den über das Soldatische. Und es ist dabei wesentlich, dass es nicht genügt, das Heer in diesem Begriff zu vereinen, dass Beharrendes erst erreicht wird, wenn ich die Haltung des Volkes als einer Einheit darin zu umschliessen vermag. Mancher brav denkende Schweizer wird es als höchst überflüssig empfinden, und doch ist es eine bare Notwendigkeit, dass all unser staatliches Bemühen in dieser Zeit dahin gerichtet sein muss, einem soldatischen Empfinden den Weg frei zu machen, das heisst, in diesen wichtigsten Dingen das Denken an die Zusammengehörigkeit vor den Eigennutz zu setzen, dem Worte die entschiedene Tat voranzustellen und durch die schlichte Leistung zu beweisen, dass, was wir seit Jahrhunderten vom Vaterlande gesagt und gesungen, mehr als Phrase war. Diese gegenwärtigen und voraussichtlich auch die nächst kommenden Jahre prüfen die Völker nicht auf ihre kulturellen und intellektuellen Fähigkeiten und Ansprüche, sondern schlechtweg darauf, wie weit sie als Gemeinschaft Opfersinn und damit das lebendige Gefühl einer eigenen Daseinsberechtigung besitzen. Der Ausgangspunkt für diese Beweisführung wird aber das sein, was man in einfacher Formulierung als das Soldatische bezeichnet.

Es hat, wenn wir genau zusehen, der schweizerische Wehrwille Stärke und Schwäche in einem sehr ausgeprägten Verhältnis. Als Stärke ist all das zu rechnen, was mit dem Begriff der Freiheit geht. Die Kräfte des Gemütes und der Seele sind also mit dem Gedanken des Wehrwillens auf das tätigste verbunden, und von dieser Seite her betrachtend dürfen wir immer mit einem höchsten Einsatz rechnen. Zum andern ist all das zweifelhaft und in einem sonderbaren Zwielichte, was mit der Idee des Soldatischen zusammenhängt. Nur durch eine gedanklich zu leistende Ueberwindung kommen wir dahin; haben wir das aber einmal vermocht, so stehen wir auf sehr vertrautem Gebiet.

In diesem einen Punkte dürfen wir uns erlauben, was sonst eher gefährlich für uns ist: die Geschichte zu befragen und ihre Antwort zur Stärkung unseres Selbstvertrauens zu nutzen. Sie wird uns nämlich dahin belehren, dass der Schritt zum Soldatischen für uns immer eine Sache des Willens war, dass die natürliche Anlage gar nie in Zweifel stand, und dass, wo es fehlte,

dies immer an den korrigierbaren Eigenschaften lag: an der Nachlässigkeit und am Eigendünkel.

Darum dürfen wir, bei aller Einsicht in die Schwierigkeiten, immer überzeugt sein, in diesen Dingen allmählich zu guten Zielen zu kommen. Wir müssen nur nicht dort ansetzen, wo unsere ursprüngliche Hinneigung und zugleich unsere Gefahr liegt, im Gefühlsmässigen; sondern auf dem bestehen, das uns zu klaren Notwendigkeiten führt, auf dem straff Gedanklichen. Aus der Erkenntnis heraus haben die Schweizer immer entschieden und zielgewiss gehandelt; wo sie versagten, war es, weil sie der Einsicht sich aus Trägheit oder Verstocktheit verschlossen.

Das Gesundbleiben unseres Wehrwillens in eine sehr ungewisse Zukunft hinein ist eine Funktion des gesunden Denkens. Wir brauchen uns gar nicht darum zu bemühen, das Gefühl der Vaterlandsliebe in unserem Volke anzufachen oder zu vertiefen; es ist ganz ohne Frage in sehr guter und innerlicher Art vorhanden. Unsicher sind wir in den gedanklichen Grundlagen. Diese zu festigen, durch das einfache Umgrenzen des Tatsächlichen und des Notwendigen, ist für uns von viel grösserer Dringlichkeit als das unablässige Beschwören vaterländischer Gefühle, die einfach da sein müssen und die auch durchaus da sind.

Wir müssen wissen, um was es geht; dann werden die tüchtigen Gaben, die noch immer in unserem Volke schlummerten, aber leider sehr oft eben zur Unzeit schlummerten, von selber frei und tätig, und damit ist auch jede in menschlichen Dingen mögliche Gewähr für ein zuversichtliches Vorwärtsschreiten gegeben.